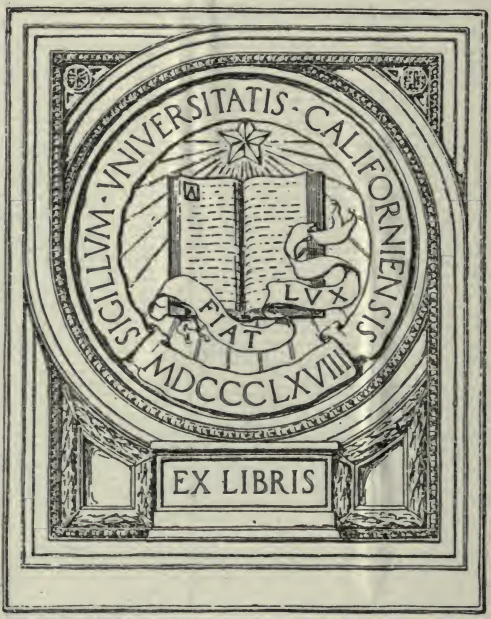
849
C444
g

$B 257 183

YB 01473

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger



849
C444
g

1522

Heath's Modern Language Series

ELECTIONS FOR

Advanced Sight Translation.

CHAMBERLIN.

D. C. HEATH & CO.

BOSTON NEW YORK CHICAGO LONDON

Heath's Modern Language Series

GERMAN SELECTIONS

FOR

ADVANCED SIGHT TRANSLATION

COMPILED BY

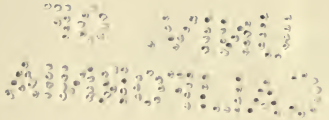
ROSE CHAMBERLIN

READER IN MODERN LANGUAGES AT BRYN MAWR COLLEGE, PA.

BOSTON, U.S.A.

D. C. HEATH & CO., PUBLISHERS

1898



IN MEMORIAM

J. Henry Senger

PREFACE.

THE following selections are examples of modern, colloquial German prose. They are primarily intended to be used for "sight" translation by advanced students, but those less familiar with the language will find them useful as prepared work.

A strictly idiomatic English translation should be insisted upon.

It is suggested that these selections be used as a sequel to Miss Mondan's excellent little book, *German Selections for Sight Translation* (D. C. Heath & Co.).

930638

Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/germanselections00chamrich

GERMAN SELECTIONS FOR ADVANCED SIGHT TRANSLATION.

I.

„Herr Konsul," sagte Hubert, seltsam berührt, ja beinahe bewegt durch so viel Güte und Zuvorkommenheit, „ich habe die zwingendsten Gründe, die Ehre, die Sie mir erweisen, zu meinem schmerzlichen Bedauern — abzulehnen."

„Oho!" rief Berghauer. „Gut geredet! Also die wären?"

„Ich muß es vermeiden . . . das sage ich nicht etwa aus Bescheidenheit . . . in der Hinsicht halte ich's mit Goethe . . . ich weiß ganz gut, wer ich bin . . . aber gerade deshalb, Herr Konsul . . . mein Stolz, mein Selbstbewußtsein . . ."

„Ehrlich gesprochen!" rief Berghauer warm. „Sie sind mein Mann . . . Was noch?"

„Außerdem — ich bin so ganz auf meine Arbeit angewiesen — und nicht so bodenlos leichtsinnig, meinem Vergnügen . . ."

Berghauer streckte energisch abwehrend die Hand aus.

„Da sitzt er, der Irrtum nämlich. Laß' ich einfach nicht gelten. Bewundere, wie billig, Ihre Charakterstärke, aber

. . . das sag' ich Ihnen — na, ein Diplomat bin ich nicht — darf ich's sagen?"

Gertrud Franke-Schievelbein.

II.

Dann auf einmal kam eine Zeit, da sie jedes neue Kleid darauf prüfte, ob es ihr „stehe", sich jeden Riß sorgfältig zustopfen ließ und an der Gartenthür heimlich die Zopfschleife in die Tasche steckte, damit es „Locken" würden.

Damals tauchte zuerst der schöne Ede an ihrem Horizonte auf. Er poussierte ihre drei Jahre ältere Schwester Mieze, die nicht wenig stolz auf die Eroberung war. Regelmäßig stellte er sich nun mit den andern im „Drachenfels" ein, kam wohl auch einmal mit in den Garten, nachdem ihn der Vater als netten Jungen hatte gelten lassen.

Wie hübsch er war! Und schon siebzehn und so groß, daß ihm die schlanke Mieze nur bis zum Ohr reichte. Sie hatten's einmal lachend und neckend ausgemessen, während Käthe daneben stand und rot ward über die zwei.

Ach, diese Abende, wenn die Rosen glühten und der Bach unterm Zaun in kleinen, schluchzenden Wellen vorüberschoß. Wenn über ihnen die Sterne aufblitzten, die Jungens ihre Zukunftspläne entwickelten — sie wollten alle Seefahrer, Forschungsreisende werden und die seltsamsten Abenteuer bestehen — und sie selbst, das Kind mit den unentwickelten

Gliedern und den großen, begehrlichen Augen, hinausträumte in eine wunderbare, schimmernde, märchenschöne Zeit.

Anne Ritter.

III.

Bartolo hatte bisher seine Schuldigkeit gethan. Die Bonbonniere mit Süßigkeiten, die fast in keinem der Fahrzeuge ringsum fehlte, war besonders groß und kostbar, als er sie dem Mädchen überreichte, das im eifrigen Naschen es den Türkinnen ringsum zuvorthat. Seine Augen waren nur selten umhergeschweift, sondern hatten die Worte unterstützt, die er ohne Rücksicht auf den stumm und ernst mit seinem roten Fez dasitzenden Muselman, der das Boot lenkte, ihr zugeflüstert. Während sie nachlässig den großen Fächer auf und zu klappte, wie sie es den Damen im Salon der Herrin abgelauscht, ließ er die Manschettenknöpfe, deren Ähnlichkeit mit denen des Gemahls ihrer Gebieterin sie spöttisch lächelnd beobachtete, in den Strahlen der untergehenden Sonne funkeln; beide waren mit sich selbst beschäftigt, beide, im Vollbewußtsein ihrer auffallenden Erscheinung, verfolgten eigne Zwecke und suchten einander zu überlisten in der Hoffnung, daß einer die Pläne des andern fördere, ohne es selbst zu ahnen.

— — — — — — —

Als dann die Nacht sich auf das Goldene Horn herabsenkte und das junge Paar am Quai von Pera ausstieg, um Arm in Arm durch die stillen Straßen zurückzukehren, war Zoë die Braut Bartolos.

Ein triumphierendes Lächeln umspielte die Lippen beider; sie sprachen von Liebe — aber Zoë dachte an das gute Geschäft, das sie gemacht zu haben meinte, und Bartolo berechnete im stillen, wie er die Leichtgläubigkeit des Mädchens am besten ausnutzen könne.

Kerimée Hanocun.

IV.

Paul Heyse fühlt sich von Zeit zu Zeit veranlaßt, zu brennenden Tagesfragen Stellung zu nehmen, und er findet dann nicht immer ein ausschlaggebendes oder auch nur ein klärendes Wort. Auch sein jüngst veröffentlichter Beitrag zur Frauenbewegung: „Marthas Briefe an Maria" (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger), dessen Ertrag für ein in München zu gründendes Mädchengymnasium bestimmt ist, beschäftigt sich zwar mit dieser brennenden Frage der Gegenwart, aber der Leser sucht vergeblich nach neuen Gesichtspunkten und nach einem überzeugenden Beweise für des Verfassers Anschauungen. Was der Leser findet, ist lediglich eine Heysesche Novelle in Briefform, trotzdem Heyse in einem Vorworte versichert, daß er nicht der Verfasser, sondern nur der Herausgeber dieser ihm aus England zugesandten Briefe sei, und zu den besten Novellen Heyses gehört diese neueste nicht. Für die Notwendigkeit der Mädchengymnasien beweist die Novelle so wenig, daß sie sehr gut den Titel führen konnte: „Wie man sowohl mit wie auch ohne Gymnasialbil-

dung eine glückliche Frau werden kann." Und die Beweise für das „ohne" sind sogar die stärkeren.

Paul von Szczepanski.

V.

Wir hatten heute ein rechtes Gewitter, und Peregrinchen saß mit Frau Birnstingel auf der Thürschwelle. Ich mußte eifrig Teller malen, und saß in der Küche hinter den beiden, und sah, wie er sich eng, ganz eng, an Frau Birnstingel rückte. Er ist ein armer Furchthase — und bei Gewitter ist er sonst immer sehr ängstlich und zittert und weint. Ich schaute auf ihn hin, denn er saß auffallend still und griff sich nur manchmal an die Öhrchen.

Frau Birnstingel mußte dies auch bemerkt haben. Sie sagte ganz kurz: „Na, es wachsen noch keine; halt Ruh, aber wann's du dich noch länger so fürchtst — dann wärd's so, wie ich dir immer sag', dann macht dir der liebe Herr Gott lange Hasenohren" — und da saß er wieder ganz stille und geduckt — und fraß die Angst in sich hinein, so ein armes Herz! So ein geängstigtes Seelchen!

Und da habe ich ihn an mich gedrückt — er war ganz bleich — und hab' ihn auf dem Schoß behalten, da hat er seine Arme um meinen Hals geschlungen und sein Gesicht an mich gepreßt! Ich fühlte sein Herz angstvoll pochen — aber tapfer und brav ist er doch, daß er trotz seiner Angst so still saß.

Und sei nur ruhig, mein Kind, durch mich sollst du keinen Tropfen mehr Angst schlucken müssen, als das Leben, ohne daß ich's wehren kann, dir so wie so bringt — und der Birnstingel hab' ich es verboten, je wieder meinem Kind so dummes Zeug beizubringen.

Helene Böhlau.

VI.

Nun war sie die bevorzugte Dienerin ihrer Lady geworden, schmückte sich mit deren Kleidern, sobald es unbemerkt geschehen konnte, brachte ihr eignes krauslockiges Haar mit den Schildpattkämmen ihrer Herrin vor deren Toilettenspiegel in Ordnung und hielt sich trotzdem für das treueste, zuverlässigste Kammerzöfchen.

„Que voulez-vous, Madame," erwiderte sie mit einer kleinen, geringschätzigen Achselbewegung, wenn hie und da ein zu weit gehender Übergriff leise gerügt ward, „liegt nicht alles wieder pünktlich an seinen Platz, wenn Madame es gebraucht? Nehme ich jemals ein Stück von Madames Eigenthum, um es zu behalten? C'est plus qu'on peut dire des autres!"

Die Herrin wußte, daß Zoë mit der letzteren Bemerkung recht hatte und schwieg.

— — — — — — —

So saß sie denn in einem schmalen, nur zwei Personen fassenden Kaik. Das Fahrzeug schaukelte sich auf den hell schimmernden Wogen; doch sie hatte keine Augen für diese strahlende

Farbenpracht des Elements, dem sie sich anvertraut hatte, noch für die Schönheiten der Ufer, die, mit Platanen besetzt, tiefe Schatten auf das Wasser warfen; sie war versunken in das leise Geflüster eines jungen Mannes, der neben ihr auf den niedrigen Polstern ruhte, in der halb liegenden Stellung, die durch die Bauart jener kleinen Fahrzeuge bedingt wird. Ihre biegsame, zierliche Gestalt nahm sich in dem eng anschließenden schwarzen Seidenkleide besonders vorteilhaft aus, die Spitze ihres Pariser Schuhes lugte ebenso kokett darunter hervor, wie hinter dem Ohr die rote Nelke, mit der die Spitzenmantille malerisch auf dem Kopf drapiert war.

Kerimée Hanocun.

VII.

Das Coupé that seine Schuldigkeit, und es schlug eben erst acht, als Woldemar vor dem Barbyschen Hause hielt und, sich von Czako verabschiedend, die Treppe hinauf stieg. Er fand nur die Familie vor, was ihm sehr lieb war, weil er kein allgemeines Gespräch führen, sondern sich lediglich für seine Reise Rats erholen wollte. Der alte Graf kannte London besser als Berlin, und auch Melusine war schon über siebzehn, als man, bald nach dem Tode der Mutter, England verlassen und sich auf die Graubündener Güter zurückgezogen hatte. Darüber waren nun wieder nah' an anderthalb Jahrzehnte vergangen, aber Vater und Töchter hingen nach wie vor an Hydepark und dem schönen Hause, das sie da bewohnt hatten, und gedachten

dankbar der in London verlebten Tage. Selbst Armgard sprach gern von dem Wenigen, dessen sie sich noch aus ihrer frühen Kindheit her erinnerte.

Theodor Fontane.

VIII.

Beide Schwestern schwiegen. Dann sagte Melusine, der daran lag, wieder ins Heitere hinüber zu lenken: „Und nun, Armgard, sage, für wen von den beiden bist du?"

„Nicht für die eine und nicht für die andre. Nicht einmal für beide. Gewiß sind es Typen. Aber es giebt andre, die mir mehr bedeuten, und, um es kurz zu sagen, Elisabeth von Thüringen ist mir lieber als Elisabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte. Aber man erringt sich nichts. Alles ist Gnade."

„Du bist ein Kind," sagte Melusine, während sie sich mühte, ihrer Bewegung Herr zu werden. „Du wirst noch Unter den Linden für Geld gezeigt werden. Auf der einen Seite ‚die Mädchen von Dahomey,' auf der andern du."

Stechlin ging. Armgard gab ihm das Geleit bis auf den Korridor. Es war eine Verlegenheit zwischen beiden, und Woldemar fühlte, daß er etwas sagen müsse. „Welche liebenswürdige Schwester Sie haben."

Armgard errötete. „Sie werden mich eifersüchtig machen."

„Wirklich, Comteſſe?“

„Vielleicht . . . Gute Nacht.“

Theodor Fontane.

IX.

Hubert wußte nicht, womit er's entſchuldigen ſollte, daß er ſeinen Beſuch noch nicht wiederholt hatte. Er ſchwieg alſo. Sie ſprach lebhaft weiter.

„Denken Sie, Papa iſt zweimal bei Ihnen geweſen. Das erſte Mal hat er ſeine Karte dagelaſſen. Die haben Sie doch bekommen?“

„Nein,“ ſagte er. Es war ihm klar, eine Nachläſſigkeit oder eher eine Bosheit der Wirtin ſteckte dahinter. Dies Weib, das er in ſeiner gereizten Stimmung ein paarmal unwirſch angefahren hatte, rächte ſich durch allerhand kleine Malicen.

„Nicht?“ fragte Lolo ganz erſtaunt. „Wie geht denn das zu?“

„Meine Wirtin, gnädiges Fräulein, verwöhnt mich nicht gerade durch Aufmerkſamkeit.“

Sie lachte hell auf. „Nein,“ rief ſie, „das muß ja ein wahrer Satan ſein! Als Papa das zweite Mal nach Ihnen fragte, hat ſie ihm die Thür vor der Naſe zugeſchmiſſen.“

Huberts Stirn war dunkelrot geworden. Es kochte in ihm vor Empörung. „Das iſt ja —“ murmelte er.

„Ja, aber warum ziehen Sie denn da nicht aus?“ fragte sie unschuldig und sah ihn mit weichen Blicken an.

Gertrud Franke-Schievelbein.

X.

Für den nächsten Tag war eine Partie nach dem Zoologischen Garten verabredet worden.

Kläre bestürmte den Onkel, der übermorgen abzureisen gedachte, sich ihnen anzuschließen.

„Denke doch bloß, all die geputzten Menschen! Und dann — die Tiere! Onkelchen, schon bloß so ein Nashorn oder ein Elefant!“

Tappert schüttelte lächelnd den Kopf. „Diese untergeordneten, vernunftlosen Geschöpfe interessieren mich nicht im mindesten.“

„O Gott! Aber die Bären, Onkel! Und nun erst die entzückenden Affen!“ rief Kläre mit ihrer unschuldigsten Miene.

„Der Hubert Schwarz ist auch von der Partie,“ sagte Berghauer. „Da kannst du dich also, wenn du willst, an die Menschen halten.“

Dies gab den Ausschlag.

„Du kennst meine Grundsätze, Wilhelm,“ sagte der Professor mit Aufbietung all' seiner imposanten Würde.

„Schade!“ sagte Kläre heuchlerisch.

„Schade!" sagte Berghauer. „Wird dir leid thun."

Man trennte sich also mit einem: „Auf Wiedersehn in Dresden!"

* * *

Am nächsten Tag war das herrlichste Maiwetter, um einige Wochen verfrüht, denn es war erst Mitte April. Aber alles ließ sich nach dem Wonnemond an.

Die Sonne brannte schon förmlich, und die Vegetation hatte plötzlich einen Sprung gemacht.

Gertrud Franke-Schievelbein.

XI.

Kaßler sagte ab oder ließ es doch unbestimmt, ob er kommen könne, Koseleger dagegen, was ein Glück war, nahm an, und auch Schwester Adelheid antwortete durch den Boten, den Dubslav geschickt hatte: „daß sie den zweiten Feiertag in Stechlin eintreffen und so weit wie dienlich und schicklich nach dem Rechten sehn würde." Adelheid war in ihrer Art eine gute Wirtin und stammte noch aus den alten Zeiten, wo die Damen bis zum „Schlachten" und „Aal-abziehen" herunter alles lernten und alles konnten. Also nach dieser Seite hin entschlug sich Dubslav jeder Befürchtung. Aber wenn er sich dann mit einem Male vergegenwärtigte, daß es seiner Schwester vielleicht in den Sinn kommen könne, sich auf ihren Uradel oder auf

die Vorzüge sechshundert-jähriger märkischer „Eingesessenheit" zu besinnen, so fiel alles, was er sich in dem mit Engelke geführten Gespräch an Trost zugesprochen hatte, doch wieder von ihm ab.

— — — — — — —

Gleich nach sieben trafen Woldemar und die Barbyschen Damen auf dem Gransee Bahnhof ein und fanden Martin und den Stechlinschen Schlitten vor, letzterer insoweit ein Prachtstück, als er ein richtiges Bärenfell hatte, während andrerseits Geläut und Schneedecken und fast auch die Pferde mehr oder weniger zu wünschen übrig ließen.

Theodor Fontane.

XII.

Auf drei war das Mittagsmahl angesetzt. Schon eine Viertelstunde vorher erschien Lorenzen und traf den alten Dubslav in einer gewissen stattlichen Herrichtung an oder, wie er sich selbst zu Engelke geäußert hatte, „ganz feudal."

„Ach, das ist gut, Lorenzen, daß Sie schon kommen. Ich habe noch allerhand auf dem Herzen. Es muß doch was geschehn, eine richtige Begrüßung (denn das gestern abend war zu wenig) oder aber ein solennes Abschiedswort, kurzum irgend was, das in das Gebiet der Toaste gehört. Und da müssen Sie helfen. Sie sind ein Mann von Fach, und wer jeden Sonntag predigen kann, kann doch schließlich auch 'ne Tischrede halten."

„Ja, das sagen Sie so, Herr von Stechlin. Mitunter ist eine Tischrede leicht und eine Predigt schwer, aber es kann auch umgekehrt liegen. Außerdem, wenn Sie sich nur erst mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß es so sein muß, dann geht es auch. Sie werden sehn, das Herz, wie immer, macht den Redner. Und dazu diese Damen, beide von so seltener Liebenswürdigkeit. Was die Gräfin angeht . . ."

„Ja," lachte der Alte, „was die Gräfin angeht . . . Sie machen sich's bequem, Pastor. Die Gräfin, — wenn sich's um die handelte, da könnt' ich's vielleicht auch. Aber die Comtesse, die hat so was Ernstes. Und dann ist sie zum Übrigen auch noch meine Schwiegertochter oder soll es wenigstens werden, und da muß ich doch sprechen wie 'ne Respektsperson. Und das ist schwer, vielleicht, weil sich in meiner Vorstellung die Gräfin immer vor die Comtesse schiebt."

Theodor Fontane.

XIII.

„Melitta hat recht," bestätigte die alte Dame, durch den Eifer ihrer Lieblingstochter angefeuert. „Der arme Marcel! Er war so hübsch in seiner weißen Uniform! Und aus seinen ernsten braunen Augen sprach so viel Liebe für dich! . . . Ich glaube, er wird dir in deiner letzten Stunde erscheinen, Myra — neben andern möglicherweise, von

denen ich nichts weiß —, und dir das Sterben schwer machen."

„Spart eure Moralpredigten!" rief die Fürstin ärgerlich. „Ich bin Herrin meines Thuns und fürchte dessen Konsequenzen nicht. Ich fürchte nur zwei Dinge: das Alter und den Lebensüberdruß — und mit diesen beiden hat es noch gute Wege."

Durch die den Nebenraum abschließenden kupferfarbenen Portieren schob sich jetzt das pikante Spitzmausgesicht der französischen Zofe.

„Gnädigste Fürstin, der Coiffeur! Er sagt, er könne nicht länger warten."

„Du hast den Menschen in der That lange warten lassen, Myra," bemerkte die alte Gräfin schüchtern.

„Lächerlich, Mama! Ein Coiffeur ist kein ‚Mensch'. Und das Warten muß er gelernt haben: c'est son métier! Ich denke nicht daran, diesen Theetisch zu verlassen, bevor ich meine zweite Tasse mit Behagen zu mir genommen."

H. v. Götzendorff-Grabowski.

XIV.

Daheim angekommen, deckte Jlonka mit Hilfe der freundlichen Frau Wirtin den Tisch, ordnete mit vielem Geschick die eingekauften Herrlichkeiten so an, daß trotz des einfachen Geschirrs die Tafel einen verlockenden Anblick bot, und

dann setzte man sich zum leckeren Schmause nieder. Es war erstaunlich, auf wie einfache Weise Mister Crookes mit seinem vegetarischen Gewissen fertig wurde: er erklärte den Schinken für die Blüte des Schweines und folglich zum Pflanzenreich gehörig, den Kaviar für ein Gemüse, jungen Erbsen vergleichbar, und den Hummersalat, wie schon der Name besage, einfach für Salat. Nur mit der Wurst konnte er sich als echter Engländer nicht befreunden. Wurst sei und bleibe farcierter Darm und darum keine Speise für gebildete Europäer. Bob und Dick kicherten fortwährend. Sie hatten ihren governor noch nie so aufgeräumt gesehen. Sie ließen sich die kalte Fleischkost vortrefflich schmecken, und das Selterswasser, das dazu gar nicht passen wollte, verwandelte ihnen Ilonkas Kunst bald genug in Wein. Der Vater hatte erklärt, Rebensaft sei ein entschieden heilsames und unschuldiges Getränk, und den Teufel des Alkohols, der sich durch die Gärung da hineingeschlichen habe, den müsse ein Christenmensch kraft seines Geistes überwinden. In seinen Knaben aber sei das Fleisch noch schwach und er könne ihnen keinen so harten Kampf zumuten.

Ernst v. Wolzogen.

XV.

Das Essen schmeckte ihm nicht. Er ließ den letzten Gang unberührt stehen und trieb sich ein paar Stunden

zweck- und ziellos umher. Traurig verging ihm der Nachmittag, zumal da der Empfang bei Liszt der bevorstehenden Aufführung wegen abgesagt war. Im Theater fand er endlich Zerstreuung und Aufmunterung.

Das alte kleine Haus war bis auf den letzten Platz besetzt, und man bemerkte im Parkett wie im ersten Rang eine ganze Anzahl von musikalischen Berühmtheiten, auswärtigen Kritikern und vornehmen Freunden des Altmeisters. Die großherzogliche Familie mit ihrem Hofstaat nahm in der großen Mittelloge Platz, was an sich schon der Vorstellung eine gewisse Feierlichkeit verlieh. Die Familie Burmester saß im ersten Rang rechts, auf der ehemals adeligen Seite, und zwischen der überschlanken Frau Konsul und der rundlich holden Thekla blähte sich Antonin Przewalsky auf. In der Fremdenloge saß Jean d'Oettern neben dem Prinzen eines Fürstenhauses und dessen schöner Gattin. Er benützte fleißig sein Opernglas und nickte lächelnd bald hierhin, bald dorthin Bekannten zu. Der Baron von Ried, Toby Tomatschek nebst Tochter, Peter Gais mit seiner ergebenen Freundin und Florian Mayr saßen im Parkett bei einander. In der kleinen Orchesterloge des Intendanten erschien kurz vor Beginn der Vorstellung Franz Liszt. Man hatte ihm ein Tischchen mit zwei Kerzen in die Loge gestellt. Darauf legte er seine Partitur, um während des Spiels nachlesen zu können. Auf der linken Seite des ersten Ranges bemerkte Florian mit lebhafter Verwunderung Ilonka Badacs in Gesellschaft

des dürren Miſter Crookes. Die Boys waren nicht dabei — die durften vermutlich noch nicht ins Theater gehen!

Ernſt v. Wolzogen.

XVI.

Sie überſchritten den Waldfluß und waren jetzt zwiſchen mächtigen Fichten. Es war ſchon dämmerig, trotz des leuchtenden Schneegrundes. Der Wind pfiff hohl durch die Kronen; ein Käuzchen ſchrie; melancholiſch rauſchte der Fluß. Die Äſte ſchüttelten feinen Schneeſtaub, dazwiſchen miſchten ſich große Flocken. Über eine Waldſchneiſe trabte flüchtig Freund Reineke. Die Hunde ſpitzten das Ohr und bleckten die Zähne, verſuchten jedoch keine Verfolgung. Vor der Kirchthür hatten der Ariſtokrat und der Plebejer einen jederzeit aufkündbaren Waffenſtillſtand geſchloſſen; ſie hatten kein rechtes Vertrauen zu dem Wetter und hielten ſich dicht an die Menſchen.

— — — — — — —

„In fünf Minuten haben wir ein tüchtiges Schneewetter. Darf ich Sie vielleicht bis zum Schloß mitnehmen? Sie haben eine Dame dabei?“

„Meine Braut. Wir kommen eben von meinem Gut.“

Gellmann mochte trotz aller Höflichkeit die kalte Ablehnung herausgehört haben. Er war kein Weltmann und ſeiner verzweifelten ſozialen Stellung ſehr wohl bewußt. Zögernd ſtieg er aus dem Schlitten und fragte unſicher:

„Alſo nicht? Es iſt wirklich Platz genug . . . Übri-

gens darf ich Ihnen meine Frau vorstellen? Liebe Martha . . . Herr Rittmeister v. Gampesch, Majoratsherr auf Gampeschkeim."

Die junge Frau, welche ganz steif dagesessen hatte, verbeugte sich nur leicht. Unter dem roten Schleier faltete sie unwillig die weiße Stirn. Doch kaum hatte der Rittmeister den Namen seiner Verlobten, die sich sehr viel Zeit zum Näherkommen nahm, genannt, als die junge Frau den Schleier zurückschlug und leichtfüßig herausſprang.

J. Richard zur Megede.

XVII.

Als die Osterfeiertage vorüber waren, wurde der Religionsunterricht aufs neue in die Kirche verlegt. Knaben und Mädchen kamen nach halbjähriger Trennung wieder zusammen. Elsbeth hatte sich während des Winters sehr verändert. Sie sah nun beinahe aus wie eine erwachsene Dame. Sie trug ein halblanges Kleid und hatte das Haar über der Stirn in Löckchen aufgelöst. Paul grüßte sie sehr beklommen; ihm war zu Mute, als paßte er nicht mehr zu ihr — aber sie stand von ihrem Sitze auf, ging ihm drei Schritte entgegen und drückte ihm vor aller Augen herzlich die Hand. In der darauf folgenden Stunde wurde unter den Knaben ein Blatt herumgereicht, welches viel Heiterkeit erregte. Dasselbe trug die von allerhand Schnörkeln umgebenen Worte:

„Als Verlobte empfehlen sich:
Paul Meyhöfer,
Elsbeth Douglas."

Die Schrift war die des jüngeren Erdmann.

Pauls Hand suchte nach seinem Messer; für einen Moment war ihm zu Mute, als könnte er es hier mitten in der Kirche gegen seinen Nachbarn zücken; er zerrte ihm das Blatt aus der Hand und riß es in Fetzen.

Sudermann.

XVIII.

Als die Comtesse am andern Morgen erwachte, einem eisigen, lichtsprühenden Feiertagsmorgen, war es ihr so leicht, so froh ums Herz. Sie stand sehr früh auf, nach alter Kindergewohnheit und schlüpfte im Morgenrock, der sonst in Lorschen verpönt war, hinab in ihr Boudoir, um den Weihnachtstisch zu besehen. Und in dem von den Dienstboten noch unbetretenen Raum, der sich von der Weihnachtswärme und dem Weihnachtsduft, jener wunderbaren, aus Tannen- und Wachsgeruch gemischten Atmosphäre, ohne die für uns Deutsche das Fest nun einmal nicht denkbar ist, noch viel erhalten hatte, empfand sie eine übersprudelnde, geradezu kindische Freudigkeit. Sie probierte schnell noch einmal, ein rechtes Kind, vor dem Spiegel das Pelzjackett an, das sich gar weich um ihre jugendschlanke Hüfte schmiegte, labte sich ordentlich an dem starken Lederduft des unter ihrer tastenden Hand knirschenden Sattelzeuges und schlug mit dem Knopf der Reitpeitsche an den blitzenden Steigbügel, daß es hell und festlich klang.

Auch der Vater freute sich heute ihrer frischen, frohen Art,

die ihren hellen Schimmer auf das ganze Haus warf. „Gott sei Dank, daß du noch so jung geblieben bist, mein Kind! Sieh, das kommt von dem gesunden, einfachen Leben hier auf dem Lande. Wenn ich mir so die Mädels in der Stadt ansehe, blasiert, affig — oder noch etwas Schlimmeres!" Auch die Tante sah es ihr heute gern nach, daß sie nach Tisch in überströmendem Dankesgefühl dem Vater um den Hals fiel.

Richard zur Megede.

XIX.

Unten in der Hausthür standen indes die beiden Damen in Bulgarenkappe und Radmantel, die schöne Anna kerzengerade mit einem kalten Siegeslächeln auf ihren roten Lippen; die Comtesse lehnte am Pfosten, fröstelnd, übernächtig, das Auge matt. Es wehte eisig. Ein verschleierter Mond hing über dem stummen Marktplatze, um die grauen, häßlichen Häuser kroch feiner Nebel, flatterte über die schwarzen Schornsteine und scharfen Dachfirste wie ein zerrissenes Nachtgewand und ballte sich über dem treppenartigen Giebel des alten Thores zu dicker, unbeweglicher Dunstkappe. Ganz ferne klang das Rollen des letzten Wagens, wie das gleichmäßige Aufschlagen der Flutwelle auf weitem Strande. Jetzt ward es in der Seitengasse lebendig. Aufschnaubende Pferde, harter, zögernder Rossehuf — tapp — tapp auf holperigem Pflaster, kreischende Räder, knirschende Eisenreifen: die Viererzüge fuhren vor.

— — — — — — —

Noch immer zügelte Loja das wachsende Ungestüm seines Gespannes. Die Lippe der Comtesse verzog sich zu kaltem Spotte. War er feige? Fürchtete er als Mann die Entscheidung, auf die sie als Weib brannte?

„Sie fahren vorsichtig, Herr Doktor!“

Er antwortete nicht. Sie schaute auf seine Hand, diese schmale, vornehme Damenhand. Der Knopf des gelben Wildlederhandschuhs an der Rechten war aufgesprungen, und die gespannten Sehnen des Unterarms traten hervor. Etwas wie unfreiwillige Bewunderung für diese brutale Kraft stieg in ihr auf. Wenn die Orloffs so in den Leinen lagen, hielt sie der alte Kutscher nicht mehr, und bei ihm hier erschien es nur Spiel.

Richard zur Megede.

XX.

Die Comtesse hatte scharf hingesehen. Sie liebte diese Frau nicht; sie war ihr zu hübsch. Der Dandy war zusammengefahren wie ein beim Ablesen gefaßter Schuljunge, und die schöne Frau sah mit gefalteter Braue auf den Frechen. Ein paar entschuldigende Worte — eine tiefe Verbeugung — auch Doerstedt empfahl sich. In dem Moment fing die Comtesse einen so qualvollen Blick der Verfemten auf, einen halb empörten, halb flehentlichen Blick des tödlich getroffenen Frauenstolzes, daß sie mit einem Schlage begriff, wie herzlos grausam man hier Zoll für Zoll eine Unschuldige mordete. „Wenn

die schlecht wird, wer kann's ihr verdenken!" Es war der Comtesse erster edler Impuls, zu ihr heranzutreten, ihr etwas Freundliches zu sagen. Sie vermochte es nicht. Sie schritt nur mit kaltem, höflichem Gruße vorüber, doch die schöne Frau hatte die hohe, vornehme Gestalt straff aufgerichtet und blickte mit geöffneten Augen und bebenden Nüstern ins Leere. Sie dankte nicht.

— — — — — — —

Der Schaffner bat um die Fahrkarten, und sie stiegen ins Coupé. Nun zeigte sich Hasso plötzlich gemütvoll, meinte, die paar Geschäfte, die er in Kaiserberg abzuwickeln habe, seien im Nu gemacht. Und da wäre es ihm ein Herzensbedürfnis, mit seinem guten Freunde Doerstedt noch verschiedenen Flaschen Rotspohn den Hals zu brechen. „Sie kennen ja doch alle die netten Spelunken noch von Ihrer Dienstzeit her? Ich komme höchstens ins Theater und ins Konzert. Du weißt ja, Cousinchen, 's ist von wegen der tadellosen Lackschuhe."

Richard zur Megede.

XXI.

Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Die deutsche Kriegsflotte ist von einem schweren Unfall betroffen worden, zu dessen beklagenswerten Opfern auch ein junger Fürstensohn gehört, der, erst im Anfange seiner maritimen Laufbahn stehend, zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft

berechtigte. Bei einem heftigen Sturm, der am Morgen des 22. September wütete, kam auf der Reede bei Cuxhaven das Torpedoboot S. 26 zum Kentern, und mit sieben Mann der Besatzung fand auch der Kommandant, Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, seinen Tod in den Fluten.

Der Verewigte, geboren am 5. April 1871, war der erste Sohn aus der dritten Ehe des Großherzoges Friedrich Franz II.; seine Mutter ist die Großherzogin Marie, geborene Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt. Der Herzog war also ein Halbbruder des am 10. April dieses Jahres verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz III. wie des gegenwärtigen Regenten, Herzogs Johann Albrecht, und ein Oheim des noch unmündigen Großherzogs Friedrich Franz IV. Seit dem Tage, da er sein zwölftes Lebensjahr vollendete, 5. April 1883, wurde der Herzog in den Listen der kaiserlichen Marine geführt, und im Frühjahr 1888 trat er in den aktiven Dienst; Anfangs 1893 wurde er zum Lieutenant zur See befördert.

XXII.

Zwei Seelen wohnen in Helene Böhlaus Brust. Die eine fühlt sich heimisch in den engen Verhältnissen von Alt-Weimar, atmet behaglich Kleinstadtluft und lacht und weint mit den Menschen, die in dieser Enge groß geworden sind. Die andre strebt weit hinaus aus diesem Kreise, verliert sich in dem Reich der Gedanken, überschlägt sich manchmal, um originell

zu erſcheinen, und gebärdet ſich als eine ſchreckliche Revolutionärin, vor der einem angſt und bange werden könnte. Und die beiden Seelen wohnen ſo unvermittelt nebeneinander, daß ſie, wie in ihrem Roman „Mutter", manchmal durcheinander zu Worte kommen. Die Dichterin und die Denkerin in Helene Böhlau ſind zwei ganz verſchiedene Menſchen; die Dichterin iſt ganz originell, von ſtarker und hinreißender Eigenart, die Denkerin läßt ſich ſtark beeinfluſſen, und was ſie von fremden Gedanken in ſich aufgenommen hat, imponiert ihr ſo, daß ſie es hinausſchleudert wie eine Angriffswaffe — meiſt am Ziel vorbei. Mir iſt die Dichterin Helene Böhlau lieber als die Denkerin, ſchon weil ſie als Dichterin ganz originell iſt, und weil man der Dichterin mit einem ganz ungeteilten Vergnügen zuhören kann.

Paul v. Szczepanski.

XXIII.

Conradine, voll Unternehmungsgeiſt und in einer merkwürdig geſteigerten Lebhaftigkeit, ſagte, daß man dieſes ſofort abmachen ſolle. Sie ſchickte Phöbe weg.

„Nimm die braune Schachtel mit, es iſt ein bißchen was für Großmama und Großvater darin. Und komm zum Eſſen wieder. Nicht wahr, die Herren machen mir heute das Vergnügen? Adrian, ich nehme an, daß du dir heut freie Zeit verſchafft haſt. — Und ſag den Großeltern, nachmittags käme ich herüber."

Felix hatte sich verbeugt, als sie ihn zum Essen einlud. Darin lag, daß er für gewöhnlich nicht ihren Tisch teilen werde, wie es in dieser ländlichen Einsamkeit und nach allem sich wohl von selbst verstanden hätte.

Während man auf Längwitz wartete, verstummte das Gespräch keinen Augenblick. Conradine ging nach ihrer Art hin und her, die Hände auf dem Rücken gefaltet.

„Adrian, du kommst mir zu Hilfe, wenn ich etwas Unrichtiges sage. Und Sie, Herr Dahlland, Sie müssen natürlich Ihre Beweise so klipp und klar vorbringen, daß er vernichtet ist. Ich denke, wir lassen ihn laufen. Der alten Mutter wegen. Und auch meinetwegen. Sonst sagt Jens Aardorp wieder: ‚De Frunslüd hebt keen Geschäftsverstand.‘ “

Adrian lachte, denn Conradine konnte gar nicht plattdeutsch sprechen, und es klang immer sehr komisch, wenn sie es versuchte.

Ida Boy-Ed.

XXIV.

Conradine saß in der Coupé-Ecke und that, als ob sie die Zeitung läse. Ihr gegenüber hielt Madame mère in kerzengerader Haltung ein Buch mit beiden Händen und sah beflissen hinein; ihr Gesicht trug eine gespannte Kennermiene zur Schau. Mit dieser Miene und dem Kneifer auf der Stumpfnase hatte sie so etwas von einem Pseudoblaustrumpf.

Manchmal sah Conradine lange zu ihr hinüber.

„Wie mühselig muß das sein, sich immer ein ‚Air' zu geben. Nie einfach und natürlich. Immer mehr vorstellen wollen, als man ist, das geht noch, das macht sich mit Geld und allerlei Brimborium. Aber immer mehr vorstellen wollen, als man hat, o Gott, wie mühsam, wie mühsam — mehr Interessen heucheln, als man hat, mehr Bildung, mehr Seele, mehr Verständnis. Immerhin: es ist auch eine Lebensaufgabe. Was macht den Reiz einer Lebensaufgabe aus? Daß sie an sich nützlich, sittlich und umfangreich ist? Oder daß sie den Menschen beständig beschäftigt, der sie sich erwählt hat? Vom egoistischen Standpunkt aus zweifelsohne das letztere. Das ist die Hauptsache: nur beständig beschäftigt sein! Nur etwas haben, das uns jede Stunde des Daseins ausfüllt. Nur nie zu dem Gefühl kommen, ich liege brach mit meinem Lebensdrang."

Conradine schloß ihre Gedankenreihe mit einem Seufzer ab, nahm die Zeitung auf, las, ließ das Blatt auf den Schoß sinken und faltete auf der zusammenknisternden Zeitung die Hände.

Ida Boy-Ed.

XXV.

„Das ist aber doch unerhört. Ich glaube, so was ist Scheidungsgrund."

„Mir nicht bekannt und auch, offen gestanden, sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls wird es die Prinzessin nicht als Scheidungsgrund nehmen."

„Die Prinzessin?" fuhren Rex und Czako a tempo heraus.

„Ja, die Prinzessin," wiederholte Woldemar. „Ich war all die Zeit über gespannt, was das für einen Eindruck auf Sie machen würde, weshalb ich mich auch gehütet habe, vorher mit Andeutungen zu kommen. Und es traf sich gut, daß mein Vater gestern abend nur so leicht drüber hinging, ich möchte beinah' sagen diskret, was sonst nicht seine Sache ist."

„Prinzessin," wiederholte Rex, dem die Sache beinah' den Atem nahm. „Und aus einem regierenden Hause?"

„Ja, was heißt aus einem regierenden Hause? Regiert haben sie alle mal. Und soviel ich weiß, wird ihnen dies ‚mal regiert haben' auch immer noch angerechnet, wenigstens sowie sichs um Eheschließungen handelt. Um so großartiger, wenn einzelne darauf verzichten und ohne Rücksicht auf Ebenbürtigkeit sich aus reiner Liebe vermählen. Ich sage ‚vermählen', weil ‚sich verheiraten' etwas plebeje klingt. Frau Katzler ist eine Ippe-Büchsenstein."

Theodor Fontane.

XXVI

Den schmalen Kopf in die Hand gelegt, saß er möglichst leger da. Er hatte sich den Uniformrock aufgeknöpft und

zurückgeschlagen, so daß ihm das rote Futter etwas Generalmäßiges gab, „so einen Zukunftsvorgeschmack!“ pflegte der Bescheidene zu sagen. Seine elegante Wäsche, durch die er berühmt war, stand ihm in ihrem blendenden Weiß sehr gut zu Gesicht, zu dem feinen, melancholischen Mädchengesicht mit dem gelockten Schnurrbart. Er war der Gigerl des Regiments; er trug winters seidene Epauletten, machte jede Uniformmode mit, sobald sie in Berlin, dem Himmel der Lieutenants, entdeckt war, trug prächtige Diamantringe und — selbstverständlich! — ein noch prächtigeres Armband.

— — — — — — —

Lanoy rauchte und blies mit blasierter Lippenbewegung den Dampf in die Luft. Er hatte immer etwas Elegisches, Triumphmüdes — aber natürlich! mich und meinen Schlag übertrumpfte er auf dem Parkett jedesmal.

Wir tranken mit. Graf Raschin war sehr aufgeräumt.

Emil Roland.

XXVII.

Nach dem Walzer war Ruhepause. Raschin trat zu den beiden, sprach mit ihnen, und dann stand Hans Valaghi auf, ging zu einem der Musiker, nahm ihm die Geige ab, stimmte sie — und dann spielte er.

Ich für meinen Teil bin nicht musikalisch — die junge Russin war's aber, das mag sie entschuldigen. Man sagt, daß viel Unverantwortliches geschieht so „auf Flügeln des Gesanges“!

Er ſtand mitten im Saal, und das bunte Licht aus dem venetianiſchen Kronleuchter flimmerte über ihn hin.

Natürlich! Wenn einer ſich heute ritterlich duelliert und trägt morgen Menſchen aus dem Feuer und hat einen Kopf wie Alexander, da er nach Indien zog, und ſpielt Geige wie ein Künſtler von europäiſchem Weltruf — wie ſoll der nicht ein Mädchen blenden, das von ſo oberflächlicher Bildung und ſo weltlich erzogen war wie dieſes!

Ich hatte gar keinen Grund, ſo wütend zu ſein, wie ich es war, und doch hätte ich der jungen Ruſſin die Augen verbinden und Hans Valaghi die Geige entzwei ſchlagen mögen — jawohl, die Geige! Denn ich weiß, daß meinem Hauptmann ihre Töne in der Seele weh thaten, ſo etwa, wie wenn jemand mit ſtumpfem Bleiſtift über ein blechernes Theebrett hinkratzt.

Emil Roland.

XXVIII.

Liszt war auch nicht beſonders gut aufgelegt. Er war gleichfalls ſehr ſpät zur Ruhe gegangen und überdies durch die Aufführung ſeiner Legende ein wenig aus dem ſeeliſchen Gleichgewicht gekommen. Er brummte noch ein wenig in Erinnerung an den geſtrigen Abend.

„So etwas gehört nicht auf die Bühne," ſchalt er. „Mit meinem Willen geſchieht das nicht. Man ſoll ſich nicht die heilige Eliſabeth durchs Opernglas anſchauen. Aber was

richtet man aus gegen diese Theaterintendanten! Sie wollen mir ja eine Ehre damit erzeigen, pscha! Und hab' ich einmal Ihrem König Ludwig zu Gefallen nachgegeben, so kann ich's unsrem guten Großherzog auch nicht verweigern. Na, nun hat ja sein Intendant den Leuten wieder einmal bewiesen, daß der Liszt keine Oper schreiben kann."

Florian gedachte den Meister auf andre Gedanken zu bringen, indem er ihm von der gestrigen Wortschlacht zwischen Peter Gais und dem Baron einen humoristisch gefärbten Bericht erstattete. Aber der Meister war nicht aufgelegt, darüber zu lachen. Er wurde im Gegenteil noch ernster und sagte, daß er sich des Peter Gais wohl erinnere. Er habe in seinen Erstlingswerken viel Kraft und Eigenart gefunden und sich Bedeutendes von ihm versprochen. Aber nun erscheine er ihm dem Größenwahn verfallen, dem traurigen Schicksal starker Künstlernaturen, denen es an Erfolg gefehlt hat. Einige wenige unbedingte Anbeter, die einen solchen Verkannten in seiner Selbstüberhebung bestärkten, wirkten oft noch schlimmer auf ihn ein als völlige Vereinsamung.

Ernst v. Wolzogen.

XXIX.

Es scheint, daß „Johannes" eine ältere, vielleicht eine Jugendarbeit Sudermanns ist, die er jetzt nur sorglich verbessert und abgeschliffen hat. Wenigstens spukte die Mel-

dung, daß er demnächst mit ihr hervortreten werde, schon geraume Zeit durch die Zeitungsspalten. Feste Gestalt nahm sie an, als die ersten Notizen über Hauptmanns „Florian Geyer" aufflogen, und nun kam das vorsorglich liebevolle Gerücht nicht mehr zur Ruhe. Am Ende erging gar in Berlin ein Zensurverbot. Das hatte noch gefehlt. Jetzt begannen die berüchtigt gewordenen Vorlesungen des Dramas in allen größeren Städten Deutschlands, deren durch die Einladung hochgeehrte Teilnehmer programmmäßig jedesmal vor Entzücken außer sich gerieten. Zuletzt ließ der Kaiser selbst das Manuskript einfordern, und das Verbot wurde rückgängig gemacht. Die Neugier und die Sensationslust hatten mittlerweile den Gipfel erklommen. Und als der große Abend hereingedämmert war, sah er ein überfülltes Parkett, dessen einzelne Plätze dreißig bis hundert Mark gekostet hatten, also mit 700 bis 2200 Prozent gehandelt worden waren, ein Erfolg, dessen sich kein Gasglühlicht- und kein Trebertrocknungsunternehmen rühmen darf. Auf den oberen Rängen drängte sich das litterarische Berlin, soweit es nicht Kritikerdienst that. Fieberhaft gespannte Erwartung überall, nervöse Erregung wie schwüle Gewitterluft — für den Unkundigen der Vorbote eines großen Erfolges, während es den Erfahrenen bedenklich machte. Selbst eine geniale Dichterkraft hätte dieser überreizten Menge gegenüber einen schweren Stand gehabt, und Sudermann darf es nicht nur seiner allerdings unleugbaren Begabung, dem feinen Takte, womit er gewisse Klippen

umschiffte, sondern auch der Parteinahme des Publikums für seine von der Polizei verfolgte Muse verdanken, daß ihm eine zermalmende Niederlage erspart blieb.

Richard Nordhausen.

XXX.

„Und warum bin ich nicht zum Lernen angehalten worden?" fragte der junge Nordeck plötzlich, indem er trotzig die Arme übereinander schlug und dicht vor seinen Pflegevater hintrat. Dieser sah ihn mit starrer Verwunderung an.

„Ich glaube, der Junge will mir Vorwürfe machen, weil ich ihm in allen Stücken den Willen gethan habe," rief er erzürnt.

„Nein," entgegnete Waldemar kurz. Du hast es gut gemeint, Onkel, aber Du weißt nicht, wie mir zu Mute ist, wenn ich sehe, daß Leo mir in allen Stücken voraus ist, wenn ich fortwährend von der Notwendigkeit seiner weiteren Ausbildung höre, und dabei stehe und — aber das soll ein Ende nehmen. Ich gehe auch auf die Universität."

Herr Witold hätte vor Schreck beinahe das Sophakissen fallen lassen, das er sich eben zurecht legen wollte.

„Auf die Universität?" wiederholte er.

„Gewiß, Doctor Fabian spricht ja schon seit Monaten davon."

„Und Du hast Dich seit Monaten entschieden geweigert."

„Das war früher — jetzt denke ich anders darüber. Leo

soll schon im nächsten Jahre zur Universität, und wenn er mit achtzehn Jahren reif dafür ist, so ist es für mich wahrhaftig die höchste Zeit. Ich will nicht immer und ewig hinter meinem jüngeren Bruder zurückstehen. Morgen spreche ich mit Doctor Fabian. — Und jetzt werde ich einmal selbst nach den Ställen hinübergehen und sehen, ob der Normann endlich gesattelt ist. Mir reißt die Geduld bei dem langen Warten."

Er hatte bei den letzten Worten seinen Hut vom Tische genommen und stürmte nun in voller Ungeduld hinaus. Herr Witold blieb auf dem Sopha sitzen; er hielt das Kissen noch in der Hand, aber er dachte nicht mehr daran, es sich zurecht zu legen; mit der Mittagsruhe schien es vorläufig vorbei zu sein.

E. Werner.

XXXI.

„Von seiner Equipage — so bescheiden und ärmlich sie auch war — vermochte sich der Marquis nicht zu trennen. Den ganzen Tag über saß er in seinem Zimmer und vertiefte sich in die ruhmvolle Geschichte seines Hauses. Aber gegen Abend kleidete er sich sorgfältig an und fuhr in die Cassinen, wo er am Arme seines Töchterleins bei den Klängen der Musik ein halbes Stündchen in den schattigen Alleen spazierte.

„Wenn er auf der Hin- und Rückfahrt durch die Straßen rollte — im eignen Gefährt — dann vergaß er die herbe Kläg-

lichkeit seiner Lage. Mochte der Gaul auch abgetrieben und unschön, der Wagen altmodisch und schwerfällig sein — wenn nur die breite Borte am Rocke des Kutschers sein Wappen trug, das einst in Florenz nicht weniger bekannt und geachtet war als die drei Kugeln der Medici.

„Solange seine Equipage nicht in der langen Wagenkette fehlte, die sich jeden Abend vom Ponte S. Trinita bis zur heutigen Piazzale del Re hinzieht, fühlte sich der Marquis, obgleich er längst jedem geselligen Verkehr aus pekuniären Gründen entsagt hatte, noch immer als Mitglied der glänzenden florentinischen Gesellschaft.

„Um diese Sonderlichkeit verstehen zu können, darf man weder den italienischen prachtliebenden Charakter noch den schwerwiegenden Umstand außer acht lassen, daß die Jugend des alten Herrn in eine Zeit gefallen war, wo die wappengeschmückten Wagen in der That die leitende Macht repräsentiert hatten. Unter den obwaltenden Umständen war sie freilich eine lächerliche Schwäche. Aber wie dem auch sei, die tägliche Korsofahrt bildete nun einmal die einzige Lebensfreude des ehrlichen und rechtschaffenen alten Mannes, und er mußte sich dieses Vergnügen durch die härtesten Entbehrungen auf anderm Gebiete erkaufen.

Friedrich, Fürst Wrede.

XXXII.

Denn so arg Kleinstadt sind wir gar nicht. Wir haben eine Dampfbahn, auf die wir mit Recht stolz sind, einen Klingel-

wagen, der, wenn die Pferde nicht gerade anderweitig gebraucht werden, jede Stunde pünktlich nach der Bahn fährt; wir haben weiter eine bis zehn Uhr erleuchtete Rathausuhr, drei veritable Gigerln (der vierte arbeitet noch an sich, und ich zweifle fast, daß er den göttlichen Funken zu seinem Beruf in sich hat) und zwei Geschäfte, in denen man an der Kasse zahlt. Mehrere Buch- und Kunsthandlungen bieten in ihren Schaufenstern stets die neuesten Erscheinungen auf allen Gebieten, so zum Beispiel Illustrationen aus dem Trompeter von Säkkingen, die Königin Luise in Kabinett-, Boudoir- und Paneelformat, und letzthin eine mit Röntgenstrahlen photographierte Hand. Herr Aßbach hat seiner Leihbibliothek neuerdings einige Sudermanns einverleibt, denn er ist ein Mann, der mit seiner Zeit fortschreitet und es als Ehrenpflicht betrachtet, seine Leser auch mit den „Allerjüngsten" bekannt zu machen; zwei Regierungsassessoren und Frau Doktor Wellmann halten die „Neue Kunst", und Pastor Berg malt nicht nur selbst, sondern spricht auch sehr gewandt über Plein-air. Was diese Großstädter nur denken? Es giebt auch bei uns Bildung, Fortschritt, Emanzipation! Es ist zum Beispiel so gut wie verbürgt, daß die Handemannschen Töchter öfters Zigaretten rauchen; sogar eine radfahrende Dame hatten wir kürzlich zu verzeichnen; allerdings mußte sie, da sie die Kühnheit so weit trieb, in Hosen zu radeln, sich gefallen lassen, von der Gesellschaft lautlos aber unerbittlich ausgestoßen zu werden. Sie zog von M. fort, nach Dresden, wo solche Blüten der Decadence wohl besser gedeihen mögen als bei uns. Wenn ich nach

all diesem noch hinzufüge, daß wir alljährlich unsre zwei bis drei Skandälchen haben, die sich denen von Berlin W., O., S. oder N. würdig an die Seite stellen könnten, wird man mir zugestehen müssen, daß wir für jemand, der auf Kleinstadtkomik fahndet, auch nicht die geringste Handhabe bieten.

Adele Hindermann.

XXXIII.

„Mecerino, wie ungehörig!" entfuhr's mir.

„Bei mir ist alles gehörig," lachte er. „Wenn sie's mir übelnimmt, bring' ich sie am Sonnabend im ‚Troubadour' aus der Contenance, das weiß sie."

„Sie setzen ja hohes Vertrauen in mich. Ich die Cortagli vertreten?!"

Er fuhr sogleich wieder in seinen zweiten Menschen. „Sie läßt sich eben nicht gerne ausstechen," versetzte er nonchalant und zuckte die Achseln.

„Aeußerst verbindlich. Danke sehr! Da ist's Ihnen also wohl gar nicht recht, wenn ich zusage?"

„Ach was, Fräulein. Nur nicht gleich empfindlich. Als Größe fällt keiner vom Himmel. Wahrheit muß jeder Anfänger vertragen. Wer was werden will, der muß vor die Lampen. Gute Gesangstunden allein machen Sie nicht berühmt. Und da ist das jetzt eine sehr gute Gelegenheit."

„Wann soll das Konzert stattfinden?"

Die Frage schien ihn peinlich zu berühren; er sah sich plötzlich wie suchend um.

„Ist Bolle noch nicht hier? — Nein? — Ach, das Konzert . . . Das Konzert, — übermorgen."

Übermorgen! — Ich fungierte als letzter Notanker. Darum auch sein schlechtes Gewissen. Er wußte, daß es für eine beginnende Konzertsängerin nicht wohlthuend ist, sich gewissermaßen mit einem Kopfsprung ins erste Debüt zu stürzen.

„Mein Gott!" rief ich entsetzt, „da ist ja gar keine Zeit mehr zum Proben!"

„Ach was, Proben! — Sie machen Umstände — Wollen Sie nicht?"

Er warf einen nicht mißzuverstehenden Blick nach jener Ecke, in der ungefähr sechs jüngere Sängerinnen standen, sämtlich den Kinderschuhen des Gesanges kaum entwachsen, die alle bereit gewesen wären, auf das geringste Zeichen von ihm über meinen lebendigen Leichnam weg nach dem ersten Lorbeer der Anerkennung zu stürzen. Mit dem Instinkt der Selbsterhaltung rief ich feurig:

„Um jeden Preis!"

Er lächelte. Erleichtert durch meine Zusage ließ er sich in einen Sessel sinken und streckte beide Beine von sich, so daß die Spitzen seiner Lackschuhe kerzengerade kronleuchterwärts starrten und der rotgeringelte feine Strumpf eine Spanne lang sichtbar wurde. Mit rücklings über die Lehne gelegtem Kopf und halb geschlossenen Augen zwirnte er lässig den Schnurrbart.

Kurt Eckberg.

XXXIV.

Als Astolf um dreiviertel auf neun am Bahnhofsgebäude vorfuhr, war sein Zug seit einer Viertelstunde fort. Er hatte geglaubt, die Abfahrtszeit ganz sicher im Kopf zu haben, und nur nicht bedacht, daß es die des Sommerfahrplanes war und das Kursbuch bereits seit Oktober andre Zahlen aufwies; wenigstens für diesen Zug. Das Unglück war nicht groß: um halb zwölf kam der Kurierzug Rom-München-Berlin durch, der den Neunuhrschnellzug bereits in Berlin einholte. So belehrte ihn der Bahnhofsinspektor, ein alter Bekannter, der, wenn er sich recht erinnerte, in den unteren Klassen des Gymnasiums dieselbe Bank mit ihm gedrückt hatte. Mit den paar Stunden würde er schon fertig werden. Die Hauptsache war, daß Susi nichts von der Kalamität erfuhr. Von nach Hause zurückkehren konnte deshalb keine Rede sein. Das arme Kind aus ihrem ersten, mühsam errungenen erquickenden Schlaf aufstören, das hätte noch gerade gefehlt!

„Macht möglichst wenig Lärm und sagt auch den Mädchen und Frau Poltrok nichts! Morgen früh meinetwegen; und ich ließe die gnädige Frau nochmals schönstens grüßen! Aber heute abend kein Wort! Hört ihr!"

Der Wagen war weggeschickt. Astolf saß in der Bahnhofsrestauration, neben sich den Inspektor, den er zu einer Flasche Wein eingeladen hatte. Der Mann berichtete, als Hoheit am Mittwoch abends abfuhr, habe er zu ihm gesagt,

er werde jedenfalls am Sonnabend abends zurück sein. Bis jetzt sei noch keine Depesche da, daß man in Berlin einen Extrazug abgelassen habe. Er erwarte aber jede Minute eine. Astolf verriet kein Staatsgeheimnis, wenn er dem Inspektor sagte, daß er sich deshalb keine Sorge zu machen brauche: Hoheit habe ihm telegraphiert, daß er früheſtens erst morgen komme.

Spielhagen.

XXXV.

„Wahrhaftig, ich muß fort, oder ich bekomme zu Hause die schönsten Schelte. Ich habe der Herzogin vom Bahnhof aus sagen lassen, daß sie mich um neun Uhr erwarten darf. Aber, gnädige Frau, ehe Sie mich los werden, müssen Sie mir noch eine Bitte erfüllen."

Es war das erste Mal, seitdem er den Platz am Kamin verlassen, daß er sich wieder zu Susi wandte.

„Hoheit befehlen?" sagte Susi.

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich habe gestern und heute drüben so viel trockenste Prosa schlucken müssen. Begnadigen Sie mich mit einem Stückchen Poesie! Singen Sie mir ein kleines Lied! Irgend eines! Von — ja, das wäre herrlich: von Brahms: ‚Wie bist du meine Königin'. Ich weiß, Sie haben es auf Ihrem Repertoir."

Susi verneigte sich und schritt auf den Flügel zu, den dienstfertige Hände bereits geöffnet. Noch ein paar Momente,

bis die Lichter angezündet waren und Fräulein von Merbach mit raſchem Auge das betreffende Heft in dem Notenpult entdeckt hatte. Der Herzog ſtand in der Nähe des Flügels am Kamin, den einen Ellbogen auf den Sims ſtützend, die Geſellſchaft in gemeſſener Entfernung ſchicklich gruppiert. Suſi hatte ein paar leiſe präludierende Takte angeſchlagen, die in das Vorſpiel des Liedes übergingen. Dann erhob ſie ihre Stimme.

Aſtolf hatte, als der Herzog ſie zum Singen aufforderte, das Herz geklopft. Suſi war den ganzen Tag etwas nervös geweſen und die Geſellſchaft, die nun ſchon ſeit vier Uhr währte, mußte ſie ja entſetzlich angegriffen haben. Sie würde ſicher nicht gut ſingen! Und nun gar das ſchwierige Lied! Wenn es noch eines der Müllerlieder geweſen wäre! Aſtolf war ordentlich böſe auf den Herzog.

Spielhagen.

XXXVI.

Die Hochzeitsgäſte warteten in der Kirche und die Geiſtlichen in der Sakriſtei, die Brautmutter mußte bereits ihre Zuflucht zu dem krampfhafteſten Lächeln nehmen, um ihre Unruhe über das lange Ausbleiben des Bräutigams zu verbergen, als dieſer erſchien und ſich mit einem Unfall entſchuldigte, der ihm auf der Fahrt zugeſtoßen war. Alsbald verſchwand die leiſe Verſtimmung, die ſchon begonnen hatte, ſich der Geſellſchaft zu bemächtigen. Unter allge-

meiner Teilnahme wurde die Trauung vollzogen und nach derselben im Dome geschwatzt und gescherzt wie in einem Salon. Die Neuvermählten nahmen von dem großen Kreise ihrer Bekannten einen heiteren Abschied und fuhren, nur von den nächsten Verwandten und Freunden begleitet, zum Dejeuner in das Haus der Gräfin von Walsegg. Gegen Abend trat das junge Paar die Hochzeitsreise nach Italien an. Graf Steinau, die Mutter und die zwei Schwestern Priskas gaben ihm das Geleite zum Bahnhofe.

„Ich weiß wirklich nicht, mein Kind," sprach die Gräfin, ihre Tochter zum letztenmal unter einem Strome von Thränen umarmend, „ich weiß wirklich nicht, ob ich, nach den Emotionen dieses Tages, noch die Seelenstärke aufbringen werde, deine Schwestern auf den Ball zu führen."

„Sie werden, gnädigste Gräfin, Sie werden!" versicherte Steinau mit einem weltverachtenden Lächeln.

„Gute Mama!" schluchzte Priska und drückte ihre Mutter und ihre Schwestern abwechselnd an ihr Herz, sogleich aber wandte sie sich wieder zu ihrem Manne.

„Verzeih mir, Robert, daß ich weine," sprach sie.

Statt andrer Antwort umfaßte er seine Frau mit beiden Armen und hob sie in den Waggon. Der Schaffner verschloß den Schlag, die Lokomotive pfiff . . . „Leb wohl! . . . Schreib bald!" riefen drei Stimmen auf einmal, und der Zug brauste davon.

Marie von Ebner-Eschenbach.

XXXVII.

Sie trat in das Zimmer zurück und wandte sich zu einem Diener, der im Begriff war, mehrere Reiseeffekten in eines der anstoßenden Gemächer zu tragen.

„Geh' hinunter nach dem Strande, Pawlick!" befahl sie, und sobald das Boot der jungen Herrschaften landet, benachrichtige sie, daß der Herr Graf Morynski eingetroffen ist."

Der Diener entfernte sich, dem erhaltenen Befehle gemäß. Auch Graf Morynski gab seinen Ausblick vom Balcon auf und trat in das Zimmer, wo er an der Seite der Dame Platz nahm.

„Verzeih' die Ungeduld!" sagte er. „Das Wiedersehen der Schwester sollte mir vorläufig wohl genug sein, aber ich habe ja mein Kind seit einem Jahre nicht gesehen."

Die Dame lächelte. „Du wirst von dem ‚Kinde' nicht mehr allzu viel erblicken. Ein Jahr bedeutet viel in solchem Alter, und Wanda verspricht schön zu werden."

„Gewiß! Sie überflügelte stets ihre Aufgaben; ich habe eher zügeln als antreiben müssen. In dieser Hinsicht blieb mir nichts zu wünschen übrig, wohl aber in einer anderen. Wanda besitzt einen stark ausgeprägten Eigenwillen und weiß ihn leidenschaftlich zu behaupten. Ich habe mir bisweilen den Gehorsam erzwingen müssen, den sie sehr geneigt war, mir zu versagen."

Ein flüchtiges Lächeln erhellte das Gesicht des Vaters,

als er entgegnete: „Ein eigenthümlicher Vorwurf in Deinem Munde! Einen Willen haben und ihn unter allen Umständen behaupten, ist ja wohl ein hervorragender Zug Deines Charakters, ein Zug unserer Familie überhaupt."

„Der aber bei einem sechszehnjährigen Mädchen noch keineswegs zu dulden ist, denn da äußert er sich nur als Trotz und Laune," fiel ihm die Schwester in's Wort. „Ich sage es Dir im Voraus, Du wirst noch öfter damit zu kämpfen haben."

Es schien, als sei diese Wendung des Gespräches dem Grafen nicht besonders angenehm. „Ich weiß, daß ich mein Kind keinen besseren Händen übergeben konnte, als den Deinigen," sagte er ablenkend, „und deshalb freut es mich doppelt, daß Wanda jetzt, wo ich sie wieder zurücknehme, Deine Nähe nicht ganz zu entbehren braucht. Ich glaubte nicht, daß Du Dich so bald nach dem Tode Deines Gemahls zur Rückkehr entschließen würdest, und rechnete auf Dein Verbleiben in Paris, wenigstens bis zur Vollendung von Leo's Studium."

E. Werner.

XXXVIII.

Die Baumspitzen schimmern hier und da wie aus weißen, dichten Schleiern. Es leuchtet auf.

Aber auf der See liegt es noch weiß und schwer, nur die ersten glitzernden Wellen, die zu der schöngeschwungenen

Bucht lautlos gleiten, blitzen schon von Sonnenlichtern auf. Ein weicher Wind läßt das Schilf, das am Strand bis in die seichten Wellen hineinwächst, leise aneinander streichen, daß es wispert und scharftönend rauscht. Das Wasser ist hier ohne Salzgehalt, leicht wie das eines Binnensees. Die Wellen haben den feuchten Strand entlang eine dunkle Linie aus Schilfstücken, Muscheln und Holzteilen gebildet, die sich ihrem immer wiederkehrenden, leuchtenden Bogen anschmiegt.

Scharen kleiner Strandläufer fliegen auf, verschwinden in Nebelschleiern. Andere lassen sich wieder nieder, um sich bald wieder zu erheben und nah am Boden und den flachen Wellen hinzustreichen, bald im Dunst verschwindend, bald auftauchend.

Sonnenblitze schießen durch weiße Nebelfetzen.

Helene Böhlau.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

JAN 26 1940

3Feb'53PW

FEB 1 0 1953 LU

LD 21–100*m*-7,'39(402s)

rics

ders and texts.
cial catalogue.

hek,
,
peter,
Tell,
von Orleans,
uart,
n Barnhelm,
er Weise,
lotti,
nd Dorothea,

ars,
en,
nstantin,
ani,
Blas,
Française,

rgeois Gentil-

ar.

ader,

Reader,

RS

BOSTON NEW YORK CHICAGO LONDON

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros., Inc.
Makers
Stockton, Calif.
PAT. JAN. 21, 1908

YB 01473

930638

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY